

Bericht: Bernhard Schröder 1927 - ...

1927

Mit Hilfe des „Dawes Plans“ bekam Deutschland in den 20er Jahren Milliardenkredite. Ein großer Teil dieser Gelder wurde in die Bauwirtschaft gesteckt. Dabei reimt sich einiges zusammen bei dem Bau des Schröderschen Hauses und der neuen Kirche in Eversburg!

Pastor B. war im Beschaffen von Baugeldern Experte. Es blieb nicht aus, daß bei dem Bau der Kirche, bei dem mein Vater als Zimmermann tätig war, unentgeltlich, wie alle anderen Helfer auch, das Gespräch auf privates Bauen kam. Dabei hatte der Pastor meinen Eltern Tips gegeben. Sie waren aufgrund ihrer Familiengröße bevorzugt berechtigt, Baukredite zu erhalten.

Meinen Vater hatte ich zu der Zeit selten gesehen. Tagsüber war er zur Arbeit und abends, wenn er nach Hause kam, war ich schon zu Bett. Der Bau des neuen Hauses (1926 bis November 1927), zeigte ihn mir einige Male in voller Tätigkeit. Wenn meine Schwester Johanna mit mir zum Neubau ging, um Vater das Mittagessen zu bringen, sah ich ihn dann. Mal auf dem Dachgerüst Balken anschlagen, ein andermal Fußbodendielen nageln.

Es war ein schöner Sommer gewesen und der Bau war schnell fertig geworden. Im November zogen wir mit Sack und Pack in den Neubau an der Piesbergerstraße ein.

Der Umzug ins neue Haus vollzog sich, ohne daß ich außergewöhnliches zu berichten hätte. Das nächste große Erlebnis war, daß ich mit meinen älteren Brüdern Georg und Ferdi auf Matratzen, die auf dem Fußboden ausgelegt waren, schlief. Das hat mir viel Spaß bereitet. Mein Bruder Franz war zu der Zeit bei einem Tischlermeister in Wallenhorst in Arbeit und Logis.

Die Wohnung nahm das gesamte Hochparterre ein. Da war der Kolonialwarenladen meiner Mutter. Daneben ein Wohnraum, in dem auch ein Bereich für die Warenlagerung vorgesehen war. Anschließend gab es die Wohnküche. Diese drei Räume lagen rechts. Links reihten sich das Schlafzimmer der Jungens, die beste Stube, das Elternschlafzimmer und das Mädchenzimmer aneinander.

Der Besuch, wenn er denn ins Haus wollte, ging über drei Stufen, dem Podest vorm Haus, im Haus noch mal vier Stufen hoch und stand dann vor der Etagentür. Auf der Treppe im Haus lag ein Läufer der mit Messingstangen gehalten wurde. Diese wurden sonnabends mit Sidol schön blank geputzt. Die Etagentür war teilweise mit Konturleisten, die eine mit Blumenmuster verzierte Glasscheibe hielten, versehen.

Winter 1927/28

Das ist der Zeitpunkt, an dem ich ein wenig Familiengeschichte schreiben kann. Mein Vater wurde in der sogenannten Gründerzeit, am 16.12.1876 geboren. So war dann auch meine Erziehung. Kaiser Wilhelm I (Gott mit uns).

Wenn später bei einer Diskussion Fragen gestellt wurden und unsere Antworten seiner Meinung entgegenstanden, dann sagte er einfach:
„Quaddel die Quatt, de graute Schoolmester hev dat so seggt un domet verrich!“

Von Beruf Zimmermann, gab es viel aus der Vergangenheit zu erzählen. Das Elternhaus seines Vaters stand dort, wo heute eine vielspurige Ausfallstraße verläuft: die Bramscherstraße. Die Verkehrsplaner haben hier die Häuser an der rechten Seite, stadtauswärts gesehen, radikal weggeräumt. Bis in die sechziger Jahre hinein standen die Häuser so wie sie vor der Jahrhundertwende gebaut worden waren. Die Straße hatte das typische Aussehen der damaligen Zeit. Linden gaben dem Aussehen eine ruhige Atmosphäre. Autos waren noch in der Minderheit. Das Straßenbild wurde noch überwiegend von Fußgängern, Radfahrern und Pferdefuhrwerken bestimmt.

Die Schröders nannten das Haus Ecke Clemensstraße ihr Eigen. Dazu kamen noch eineinhalb Hektar Land an der Straße. Leider ist von dem gesamten Besitz nichts geblieben, Wie so oft bei Erbschaften konnten sich die Geschwister nicht einigen. In der folgenden Inflationszeit ist dann alles über den Deister gegangen, wie man zu sagen pflegt.

Meine Mutter, geb. 02.07.1878 in Eversburg.

Von den Verwandten „Tante Fina“ genannt, hieß sie mit richtigem Namen Lisette, geb. Clausing. Sie wohnte „achter de Tannen“. Das Fachwerkhaus stand auf Domänengrund. Gegenüber befand sich der „Everskotten“ und Bauer Uthmann. Meine Mutter hatte noch sieben Geschwister, vier Mädchen und drei Jungen. Der Vater meiner Mutter, also mein Opa, war neben der Landwirtschaft, die er mit seiner Frau Maria Engel, geb. Overbecke betrieb, als Bergmann im Piesberger Kohlenbergbau tätig. Osnabrück zurzeit 1850 hatte etwa 19000 Einwohner und Eversburg war schon immer ein Teil des Stadtgebietes.

1928

Dieses Jahr war das „Jahr der Entdeckungen“, es war zugleich die Zeit die mein Weltbild formte. Als jüngstes Kind wurden alle Unbilden von mir ferngehalten und ich konnte so ziemlich machen was ich wollte oder was mir gefiel. Als erstes waren da die Streifzüge durch das neue Haus.

Im Keller hatte Herr P. seine Schuhmacherwerkstatt. Da hing immer so ein eigenartiger Geruch in der Luft. Daß der von dem Leder und dem Kleber kam konnte ich nicht wissen. Herr P. war ein sportlicher Typ; drahtig und kein Gramm zuviel an Körpergewicht. Jeden Abend, vom Frühjahr bis Herbst, fuhr er mit dem Fahrrad zum Kanal, um dort zu schwimmen.

Die beiden vorderen Kellerräume gehörten uns. Im linken Raum drei Schotts für Kartoffeln:

1. Eßkartoffeln für den täglichen Verzehr;
2. sogenannte Pflänzer, Pflanzkartoffeln für das nächste Jahr;
3. kleine, die schmeckten besonders gut.

Hinten in der Ecke lagen die Kohlen. Als ich ein paar Jahr älter war, sollten sie eine Rolle spielen.

Im rechten Kellerraum hatte mein Vater Regale aus Holz installiert. Auf denen standen wohl an die 200 und mehr Einmachgläser. Zwei große Fässer zum haltbar machen von Sauerkraut und grünen Vizebohnen sowie ein Faß für Pökelfleisch vervollständigten das Inventar.

Der Kolonialwarenladen

Der Aufgang zum Laden geht über fünf Stufen. Links und rechts ein Geländer. Zwei Rotdornbäume flankieren den Eingang. Im Schaufenster steht der Name meiner Mutter: „Lisette Schröder“.

In der Auslage hat ein Dekorateur für Waschmittel Attrappen aufgestellt: „Persil bleibt Persil“, „Schwan im Blauband“.

Im Laden, gleich hinter dem Durchgang, eine Klappe im Verkaufstresen, steht ein graublauer Steinguttopf: „Kneiff Kautabak“. Auf dem Tresen sind zwei Rollen Packpapier. Eine kleinere oben in der Halterung ist Pergament, die größere unten ist weißes Einpackpapier.

Tabak, Zigarren, Zigaretten wurden auch verkauft. Herr Ehlers, sein Geschäft, Tabakwaren en Detail & en Gros, befand sich in der Bierstraße, brachte die bestellten Waren per Pedes. Für mich ein „Herr von Welt“, trug er einen karierten Anzug, dazu immer eine Fliege. Eine goldene Brille vervollständigte die Ausstrahlung, die er auf mich machte.

Die interessanteste Ecke war die mit den Gewürzen. Ceylon, Afrika, Insulinde, Amerika, Indien, China. Da gab es was zu entdecken. Die Blechdosen, in denen die Tees und Gewürze zum Teil geliefert wurden, waren mit Bildern bedruckt. Da war die Teesammlerin aus Ceylon, eine Pagode, ein Chinese mit einem Reisstrohhut, ein Bild vom Kilimandscharo und vieles andere mehr.

Hinter dem Haus hatten meine Eltern noch ein Stück Land von der Domänenverwaltung gepachtet.

-Heide und Sand-

Viele Arbeitsstunden waren nötig dieses Land zu kultivieren.

Im Februar zur Fastennacht gab es einen Brauch, bei dem die Kinder von Haus zu Haus gingen, einen Reim vortrugen und dafür eine Kleinigkeit bekamen. Einmal war es ein Ei, mal ein paar Bonbons mal einen Pfennig. Geld gab es aber nicht oft.

Der Reim ging so:

Ich bin ein armer König
gebt mir nicht zuwenig
laßt mich nicht zu lange stehn
muß noch ein Haus weitergehn

Im Winter, bei schlechtem Wetter, war der Hausflur schmutzig. Der Läufer, der üblicherweise auf der Treppe lag, war dann entfernt worden.

Die große Arbeitslosigkeit, die zu dieser Zeit begann, ließ viele Menschen von Haus zu Haus ziehen.

Ich erlebte das so: Ein Mann kam mit seinem Handwagen zuweilen an die Haustür: „Ham se Lumpen oder Alteisen?“.

Dann waren da die „fahrenden Sänger“ die im Hausflur zur Gitarre sangen: „Gefangen in maurischer Wüste“, Lieder die tüchtig aufs Gemüt gingen.

Dann war da noch der Scherenschleifer mit seinem auf einer Schubkarre montierten Schleifstein. Das spielte sich alles vor der Tür oder vor dem Hause ab.

In diese Zeit und zwar am 9. Mai fiel die Silberne Hochzeit meiner Eltern.

Zwei mit Tannengrün bekränzte hohe Ledersessel waren für Vater und Mutter hergerichtet. Der M.G.V. „Eintracht“ Eversburg brachte ein Ständchen zu Gehör. Einer der Sänger wollte von außen durch das Stubenfenster schauen, dabei brach das provisorische Lattengerüst zusammen.

Mein Vetter, Bernhard M., er war sechs Jahre älter als ich, schlich mit mir abends im Dunklen ums Haus. Im Hinterhaus, in dem ein Werkstatttraum, die Waschküche und der Stall für Schweine und Ziegen untergebracht war, wurde tüchtig gefeiert und getrunken. An diesem Tage hatte ich meinen ersten Schwips. Ich hatte wohl die Neigen aus den Bier- und auch Schnapsgläsern getrunken, denn mein Bruder Ferdi erzählte: „Da komme ich doch in die Küche, fällt der Junge mit Schwung zwischen Herd und Spüle und kann nicht wieder aufstehen.“

Bei dieser Feier waren alle Verwandten vertreten.

Von Vaters Seite:

Onkel Josef und Tante Anna, Onkel Ferdinand und Tante Liese,
Tante Anna und Onkel Hermann, Tante Agnes und Onkel Martin

Von Mutters Seite:

Onkel Josef und Tante Gertrud, Onkel Georg und Tante Fina,
Tante Maria (Onkel Franz+), Tante Hanna und Tante Agnes, beide alleinstehend,
Tante Theresa und Onkel Fritz, (Onkel Anton im I. Weltkrieg gefallen).

Die Geschwister

Franz, Jahrgang 1905, mein älterer Bruder, der sich Anfang der 30er Jahre selbständig gemacht hatte, verfügte nun über eine eingerichtete Tischlerwerkstatt. Wenn man durch die große Tür kam, standen gleich vor einem zwei Maschinen: Eine Horizontal- und Vertikalfräsmaschine sowie eine Abricht- und Dicktenhobelmaschine.

Angetrieben wurden sie durch einen Motor, der eine Welle mit Riemenscheiben in Bewegung setzte. Die wiederum waren über Treibriemen mit den Maschinen verbunden und setzten sie in Bewegung.

Zwei Hobelbänke, Holzbearbeitungswerkzeug aller Art sowie ein kleiner gusseiserner Ofen vervollständigte das Inventar.

Im Winter, wenn es richtig kalt war, fragte Franz wohl mal: „Willst du nicht Heizer spielen?“

Ich war meistens sofort damit einverstanden. Galt es doch das Feuer in dem Ofen, der in der Ecke stand, zu unterhalten.

Tischlerleim, der in Platten geliefert wurde, war zerkleinert in einen Leimtopf gelegt, der wiederum in einem Wasserbad heiß gemacht und der Leim so flüssig wurde. Es war immer so schön mollig warm.

Geheizt wurde der gusseiserne Ofen überwiegend mit Hobelspänen. Ab und zu machte ich mir den Spaß, das Feuer mit Sägemehl zu dämmen, dann gab es nach einer kurzen Zeit eine Verpuffung.

Georg, Jahrgang 1906, der sich etwa um die gleiche Zeit, Anfang der 30er Jahre als Schneidermeister selbständig gemacht hatte, belegte das Zimmer zum Hof.

Herren- und Damenmoden -

Als Mitglied im DJK Eversburg spielte er Samstags oft Fußball. Ich konnte ihn dann auf dem Fußballplatz am Everskotten sehen.

Der Platz lag hinter dem Haus. Der Durst nach dem Spiel konnte vorne in der Wirtschaft gelöscht werden. „Germania Bier“, „Herrenhäuser“

Georg nannte eine Gitarre sein Eigen und er sang einen schönen zweiten Tenor. Legte er einmal eine Arbeitspause ein, dann nahm er die Gitarre zur Hand und begleitete seinen Gesang.

Übrigens, Franz spielte Mandoline und Ferdinand auch Gitarre.

Um auf die Deutsche Jugend Kraft zurückzukommen: Dieser Verein wurde nach dem ersten Weltkrieg von Pastor B. gegründet. Bei Elberts, auf dem Everskotten, fanden die Spiele statt. Das Umziehen wurde überwiegend draußen am Brunnen erledigt. Die „Mälkekaam“, ein mit roten Fliesen ausgelegter Raum für die Milchkannen, die Zentrifuge und Eimer wurde nur mal bei schlechtem Wetter als Umkleideraum genutzt.

Auf dem Everskotten war zu der Zeit immer was los. Bei schönem Wetter war der Garten unter der großen Eiche von Leuten aus der Stadt gut besucht. In Hainbuchennischen standen Gartenstühle und Tische. Die Bedienung musste dann einige Kilometer am Tag zurücklegen.

Johanna, Jahrgang 1908, war zu der Zeit in die weiterführende kaufmännische Schule „Bradinal“ gegangen. Diese hatte sich an der Möser- Ecke Georgstraße etabliert.

Ferdinand, Jahrgang 1910, hatte eine Lehre als Kaufmann bei der Weingroßhandlung „Hoberg“ absolviert, war dann Anfang der 30er Jahre bei der großen Depression arbeitslos geworden und hatte eine Stelle als Pfleger im Marienhospital bekommen.

Agnes, Jahrgang 1912, war in der Schneiderinnenlehre bei der Firma „van Pels“. Auch sie traf das Los der Arbeitslosigkeit. Sie nahm eine Stelle als Hausmädchen in Holland an. In Tillburg und Kerkrade war sie in verschiedenen Familien tätig.

Meine Geschwister, außer Hanna, habe ich in den Jahren wenig zu Gesicht bekommen. Sie half Mutter in Haushalt und Laden und war auch für mein „Tun und Treiben“ und „Wohl und Wehe“ die Aufsicht.

Die Jugendzeit lässt sich in zwei Abschnitte einteilen, einmal von der Einschulung bis zum zehnten Lebensjahr, dann vom elften bis vierzehnten, der Schulentlassung.

„Hast du deine Schularbeiten gemacht?“ Diese Frage stand nach dem Mittagessen immer im Raum. Die Schiefertafel wurde dann entweder von Hanna oder Agnes inspiziert. Mutter besah meine Arbeit auch wohl mal. Sie hatte möglicherweise aber mehr mit dem Laden zu tun.

Wenn Agnes die Schrift nicht gut genug erschien dann sagte sie: „Das mach man noch einmal, du kannst es besser“ und löschte das Geschriebene aus. Dem weinen nahe, blieb mir nichts anderes als von vorn zu beginnen.

In diesen Jahren musste ich Nachmittags meinen Schlaf nehmen. Ich wollte nie gern aber Mutter sagte:

„Komm man mit, wir beide legen uns ein Stündchen hin, das tut dir und mir gut!“ Interessanterweise schlief ich im Bett sofort ein. Wenn ich dann nach ca. einer Stunde wach wurde, war meine Mutter längst wieder aufgestanden. Was mich immer wieder wunderte.

Wenn die Tage länger wurden und die Sonntage vor Ostern, mit den lateinischen Namen auf dem Kalender erschienen, wurde der Frühling erwartet. Estomihi, Invokawit, Reminszere, Okuli, Lätare, Judika, Palmarum.

Die Spiele wurden bei schönem Wetter nach draußen verlegt. Auf dem Schulhof wurde mit Glasmurmeln (Knicker) gespielt. Zigarettenbilder wechselten ihren Besitzer und auch Blumenstickereien.

Die Zigarettenfirmen waren dazu übergegangen in die Packungen Serienbilder mit hineinzulegen. Die wurden dann gesammelt. Alben gab es extra. „Eckstein Halpaus“, „Aromafrisch wie nie zuvor ist 'ALFA' im Stannioltresor“, „Senussi“, „Attika Nachtausgabe“, drei Zigaretten für zehn Pfennig.

Vor dem Laden wurde ein Automat installiert. Der hing nicht lange dort. Mit allerhand Falschgeld wurde versucht, ihn zu manipulieren.

Gleich hinter unserem Garten begann die Heide. Anfangs war nur weißer Sand zu sehen. Wenn jemand welchen zum mauern gebrauchte, holte er ihn sich von hier. Für uns Kinder war es die kleine Sandkuhle.

Wenn die Zeit der Schlitterbahnen und Fasstennacht vorbei war, Ostern vor der Türe stand, wurde allenthalben der Winterabfall in Haufen zusammengetragen. Ein Wettstreit hob an, wer denn wohl den größten errichten konnte.

Am ersten Ostertag, abends, wurden dann all diese Haufen angezündet. Es war ein alter Brauch. Es galt den Winter auszutreiben. Zwischen Schomburgs und Bulks, an der Eversburgerstraße, hatten Rallen Willi und Heinz auf dem Sandhügel meistens das größte Osterfeuer errichtet. In der großen Sandgrube nach der Papenhütte zu, hatten die Kinder der hier wohnenden (armen) Mitbürger ihr Feuer zusammengetragen. Eine große Strohuppe mit umgehängtem Namensschild (Adolf Hitler) wurde mit verbrannt. „Dem Teddy Thälmann reichen wir die Hand“ wurde dazu gesungen. Die Kommune sagte Vater dann: Er war Zentrum.

Wir Kinder setzten dann die Heide in Brand. Die alten abgestorbenen Büsche brannten wie Zunder. Da sich das Feuer nicht weiter als bis zum Sandweg ausbreiten konnte, ließ man uns gewähren. Als Ergebnis dieser Zündefei grünte und blühte es im Sommer dann doppelt so schön.

Bis zu diesem Sandweg, der von der Kläranlage in Richtung Bauer Uthmann führte, reichte, bei der Frühjahrsüberschwemmung der Hase, das Wasser. Die Wiesen waren dann knietief überflutet.

Zu Pfingsten war das Hasetal soweit das Auge reicht, mit Wiesenschaumkraut bedeckt. Es hatte das Aussehen eines blauen Teppichs. Bei uns Kindern hießen sie Pfingstblumen. Singlerchen, Haubenlerchen, Buchfinken, Grasmücken und Goldammern waren wiedergekehrt und erfüllten die Luft mit ihrem Gesang.

Meine Eltern hatten in den Haseniederungen ein Stück Land gepachtet. Die Kartoffeln, eine Hauptspeise die auf dem Stück hinterm Haus angebaut wurden, reichten bei weitem nicht, um alle satt zu machen. Wir hatten noch, wie übrigens viele Familien zu der Zeit, Kleinvieh zu versorgen. Eine Milchziege, ein Schwein und ein Dutzend Hühner gehörten zum Haushalt.

Untergebracht waren sie im Hofgebäude. Darin kam erst die Tischlerei, dann die Waschküche, dahinter dann der Stall für das Vieh. Daran schlossen sich der Schweinehock und die Remise für Handwagen und Schubkarre an, worauf der Hühnerstall folgte.

Vor dem Schweinehock hatte Herr P., der im Keller die Schuhmacherwerkstatt betrieb, einen großen Kaninchenstall stehen. In fünf Etagen über- und drei Schotts nebeneinander, waren ca. fünfzig Kaninchen untergebracht. Von gerade geborenen bis zum Riesenrammler war alles vertreten. Sein ganzer Stolz.

Die Wäschebleiche lag hinter der Wagenremise. Alle vier Wochen war große Wäsche. Dann flatterten die Betten und Hemden im Wind.

In der Schule hatten wir nun ein neues Lesebuch bekommen. Nach der ersten Fibel zum lernen der Sütterlinschrift, wurden wir jetzt nach dem Lesebuch „Das goldene Tor“ unterrichtet.

Da ist nun der Mai
Da grünen die Felder
Die Gärten, die Wälder,
Da rauschen die Quellen,
Da singen und springen
Die Vögel herbei,
Da laufen die Kinder
Die Mädchen, die Buben,
Aus Kammern und Stuben
Hinaus, hinaus, aus dem engen Haus!

Die Maienzeit war überhaupt die schönste Zeit. Gedichte die den Frühling beschrieben, bereiteten mir keine Probleme, sie auswendig zu lernen.

Bei schönem Wetter kam jetzt des öfteren ein Eiswagen. Himbeer, Vanille, Schokolade. Eine Handglocke kündigte ihn schon von weitem an.

„Hanna, darf ich ein Eis? Kostet nur fünf oder zehn Pfennig!“

So dann und wann durfte ich mir ein Eis holen. Dann griff sie in ihre Schürzentasche, wo eine Kniepe mit Kleingeld Platz hatte und gab mir einen Fünfer (Pfennig). - Dann aber nichts wie hin.

An dem Eiskarren zum Schieben waren oben zwei oder drei blanke Hütchen, die das Eis vor Wärme und Sonnenstrahlen schützten. Der Eismann nahm das Geld entgegen, hob einen Deckel hoch, legte das Geldstück hinein, entnahm dem Schapp ein Schiffchen (Waffel) und fragte:

„Was möchtest du denn?“

Bei drei Sorten war die Antwort nicht schwer. Mit einem Eisschaber strich er das Eis in das Waffelschiffchen, dass es schön aufgetürmt darin stand.

Mein erstes Erlebnis mit meinem Bruder Ferdinand

Ich war gerade sechs Jahre, mein Bruder neunzehn. Er war gelernter Kaufmann und bei der Weingroßhandlung Hoberg an der Johannisstraße angestellt. Eines Sonntags morgens forderte er mich auf mit ihm einen Spaziergang zu machen.

Wir gingen also los, und zwar zum Ellernbrook (ein Areal, nördlich begrenzt von der Hase, östlich von den Wiesen und Feldern der Bauern, südlich von den Schießständen der Reichswehr und westlich von der Werksbahn des Piesbergs).

Wir gedachten zum Mittagessen wieder zu Hause zu sein. An der Petrusssäule, Uthmanns Hof, Elberts Hof und Schankwirtschaft, unter den Eichen, dem alten Backhaus vorbei, kamen wir in einen hohen Buchenwald. So hohe Bäume hatte ich noch nicht gesehen. Zwar waren die Linden an der Natrufer Straße auch nicht klein aber sie hielten einem Vergleich nicht stand.

An diesem Hochwald endeten die Schießstände. Hohe Erdwälle und Mauern am Kugelfang sorgten für Sicherheit.

Von Erlenbäumen weit und breit nichts zu sehen. Hohe Buchen wuchsen links und rechts des Weges, der sich bis zur Hase hin zog. Wir gingen am hohen Ufer weiter bis zu einem Birkenbusch, wo die Heide kniehoch stand.

Es war an einem schönen Sommermorgen. Die Heidelerchen sangen um die Wette. Von fern hörte man Glockengeläut, das Summen der Bienen erfüllte die Luft.

Ferdinand sagte:

„Hier auf dem Moos, unter der Birke, machen wir eine kleine Rast.“ Dann holte er eine Tafel Schokolade aus der Tasche. Er brach ein Stück davon ab, gab es mir und sagte:

„Bleib du hier sitzen, ich gehe mal ein Stück weiter.“

Ich war mit meinem Stück Schokolade so beschäftigt, dass ich alles rundherum vergaß. Nach einiger Zeit, es waren vielleicht zehn Minuten vergangen, wurde es mir ängstlich zumute. Ich rief nach ihm. Als keine Antwort bekam, fing ich an zu weinen. Er aber hatte sich in der Zeit von hinten angeschlichen und saß nun über mir, hoch in der Birke. Sein Lachen ließ mich im Nu meinen Kummer vergessen. Ich war sehr erstaunt, dass ich ihn nicht gehört hatte.

Zu Hause hatte Mutter bereits den Mittagstisch gedeckt als wir wieder heimkamen.

1929

Es ist, als habe das Frühjahr vor, alle Unbilden des langen und harten Winters vergessen zu machen. Die Zeit, da der städtische Wasserwagen den Bewohnern der Piesberger- und Eversburger Straße Trinkwasser ans Haus brachte, weil die Wasserrohre zugefroren waren, ist nun, Gott sei dank, vorbei. Zwar gab es, zur Gaudi der Kinder, noch drei oder vier Wasserrohrbrüche, bei denen große Mengen Wassers regelrechte Seen bildeten. Mit Wasser zu spielen, war für uns Kinder das größte was es gab.

Die Schule

Ein Ereignis warf in diesem Jahr seine Schatten voraus. Es war meine Einschulung. Eines Tages sagte meine Mutter zu mir: „So, mein Junge, morgen kommt der

Schularzt, Dr. Osthoff, der prüft, ob du zur Schule gehen kannst.“ Das war im März. Ob ich wollte oder nicht.

In einer Baracke standen die Mütter mit ihren Kindern. Sie wurden einzeln aufgerufen. Als der Name Schröder fiel, ging meine Mutter mit mir nach vorne. Auf der ersten Schulbank nahm ich Aufstellung. Der Oberkörper mußte entblößt werden. Meine Mutter zog mir die Jacke, den Pullover und das Leibchen aus. Und so stand ich da. Draußen war es noch kalt, da war es ein Glück für mich und die anderen Kinder, daß der Ofen noch ordentlich eingeheizt war und viel Wärme abgab. Mitte Februar wurden noch bis -30 Grad Celsius gemessen. (Die Pfalz im Rhein bei Kaub, sonst nur mit der Fähre zu erreichen, konnte nur über den zugefrorenen Fluß zu Fuß ohne Gefahr besucht werden)

Der Arzt sagte also: „Warum sollte er nicht zur Schule?“

Während ich vom Arzt als schultauglich erklärt wurde, bekam meine Mutter vom Lehrer aufgetragen, welche Schulmittel sie mir zum Unterricht bereitstellen sollte. Da gab es dann den obligatorischen Schulranzen aus Leder. Dahinein kam die Schiefertafel. Auf der einen Seite war sie mit Linien versehen, die das Erlernen der Sütterlinschrift ermöglichten. Auf der anderen Seite war ein Karonetz zum Schreiben von Zahlen eingebracht. Die Tafel war mit einem Holzrahmen versehen. Ein Loch auf der Seite war zum Befestigen des Schwamms und eines Lappens zum Trocknen bestimmt. Sodann war noch ein Griffelkasten mit den entsprechenden Griffeln und eine Fibel gefordert.

So ausgestattet wurde ich dann am 1. April 1929 an der Pforte der Liebfrauenschule, von meiner Schwester Johanna abgegeben. Der erste Tag war mit Kennenlernen ausgefüllt. Mein erster Lehrer war Herr Alois P. Er war aus der, nach dem I. Weltkrieg an Polen gefallenen Provinz Posen- Westpreußen, nach Osnabrück versetzt worden.

Unsere Klasse war in einer Baracke untergebracht. (Das Wort Baracke kommt aus dem spanischen und heißt: Lagerhütte, leichter einstöckiger Holzbau, Bude)

Wie wir wissen, wird gerade in diesem Alter der Grund für das spätere Leben gelegt.

Das ganze Augenmerk war erst einmal auf den Lehrer gerichtet. Er sagte: „Wenn ich den Klassenraum betrete, steht ihr auf und sagt: „Guten Morgen Herr Lehrer!““ Danach wurde dann das Morgengebet gesprochen.

„So, und nun wollen wir mal anfangen schreiben zu lernen, holt einmal die Tafel und einen Griffel hervor und versucht ein „i“ zu schreiben.“

Dabei ging er zur Tafel und schrieb nun mit weißer Kreide eine Reihe „i“.

„Auf ab auf, Punkt darauf.“

Mit Eifer ging es dann zur Sache.

Um das ganze abzurunden, folgt jetzt eine Beschreibung des Klassenzimmers und des Entrees.

Vor dem Eintreten reinigt man zuerst die Fußbekleidung, überwiegend Holzschuhe, auf einem eisernen Rost. Im Sommer wurde barfuß gegangen.

Durch eine Holztür kommt man in einen Vorraum. An der Wand zur rechten sind Kleiderhaken angebracht. Daran hängen emaillierte Trinkbecher. Diese dienen zum Empfangen von Milch oder Kakao. Quäkerspeisung!

Geradeaus kommt man durch eine Tür in den Realienraum. Dort werden Karten aller Art für Erdkunde, Geschichte, Naturkunde, ausgestopfte Vögel, Geräte zum Experimentieren, Bunsenbrenner und sonstiges aufbewahrt.

Links geht es durch eine Tür in den Klassenraum. An der Stirnseite, der Tür gegenüber, steht eine große Tafel. Die war auf einem Gestell drehbar befestigt. Unter dem Gestell befanden sich Rollen, so daß sie beliebig verstellt werden konnte. In der Mitte das Katheder und rechts ein großer gußeisener Ofen. Die Holzwand ist hinter dem Ofen mit Blech verkleidet, desgleichen der Fußboden auf dem der Ofen steht (wegen Brandgefahr).

Die Schulbänke sind für vier Kinder in einer Reihe ausgelegt. Sie stehen links und rechts eines Hauptganges. An der Fensterseite sitzen die Mädchen und rechts die Jungen.

Die großen Doppelfenster geben, wenn sie geöffnet sind, den Blick auf den Schulhof frei. Ahornbäume vor den Fenstern spenden im Sommer Schatten, der für eine angenehme Lufttemperatur sorgt.

An der rechten Seite sorgen drei Luftklappen für frische Luft. An der Rückseite, dem Katheder gegenüber vervollständigt ein Schrank mit allerlei Utensilien das Inventar.

Der Schulweg

Unser Haus steht an der Piesbergerstraße, dort wo die Eversburgerstraße ihren Anfang nimmt. Ich gehe also die Eversburgerstraße entlang. Zur linken befinden sich die Häuser der Piesberger Steinindustrie, aus Bruchsteinen erstellt. Rechts dehnt sich ein Reitplatz aus, an dem Getreide- und Kartoffelfelder angrenzen. Das Landgestüt, zu dem dieses Areal gehört, schließt sich an. In einem Kiefernwald liegend, endet es gegenüber dem Eversburger Bahnhof, der an den Häusern zur linken anschließt. Wenn ich weitergehe komme ich an den Schießständen der Reichswehr vorbei. Darauf folgt die Holzfirma Brink mit einem Anschlußgleis, das die Straße überquert.

Die nächste Gleisabzweigung führt zum Piesberg. Bei Bedarf werden hier die Schranken heruntergelassen. Fünzig Meter weiter ist der beschränkte Bahnübergang der Oldenburger Bahn und der hier beginnenden Kleinbahn nach Rheine.

Dazwischen liegt rechts die Zimmerei Dahlmann und Detert und gegenüber das Haus des Bahnhofsvorstehers.

Nach Überqueren der Bahn habe ich die Möglichkeit, entweder links an den Bahngebäuden vorbei und durch die Unterführung der Westbahn zu gehen oder geradeaus durch den „schwarzen Weg“ zur Atterstraße, und dort die Westbahn zu

passieren. Beschränkter Bahnübergang. Jetzt sind es noch etwas mehr als hundert Meter und ich bin am Schuleingang der Liebfrauenschule.

Wenn ich den Weg am Bahnhof vorbei wählte, lag zur linken der Güterschuppen. Hier war zugleich der Endpunkt der Kleinbahn nach Rheine.

Neben der Güterabfertigung, in der teilweise der Bedarf der in Eversburg ansässigen Firmen und Geschäfte gelagert und ausgeliefert wurde, war hier auch der Umsteige- und Umschlagplatz für Personen und Güter, die nach Westerkappeln, Mettingen, Recke und bis Rheine gebracht werden wollten.

Tagesablauf im ersten Schuljahr (Das Leben und Treiben)

Das morgendliche Erwachen ging einher mit der Toilette meiner Eltern und der älteren Geschwister, die zwischen sieben und acht Uhr ihren Arbeitsbeginn hatten. Mutter schloß um sieben Uhr den Laden auf und meine Schwester Johanna holte mich aus dem Bett und machte mich zum Schulgang fertig. Frühstück machte jeder nach seiner Zeiteinteilung. Man richtete sich meist nach dem "Hulen" der Firmen. Firma Kämmerer fing um sechs Uhr an, um sieben folgte „der Piesberg“, um zehn nach sieben schrillte die Sirene der Stärkefabrik, dann wurde es langsam Zeit, sich auf den Schulweg zu begeben. Auf dem Reitplatz des Landgestüts wurden bereits die dicken Belgier (Kaltblutpferde) bewegt.

Die Schulkinder gingen alle die Eversburgerstraße hinunter. Allein brauchte keiner zu gehen. In den ersten Schulwochen kamen dann immer neue Eindrücke auf mich zu. Schon der Geruch von Pferden und den frischen Pferdeäpfeln, der morgens in der Luft hing und sich mit dem Morgendunst vermischte, war ein neuer Eindruck. Dann die Obstbäume die Straße entlang, alle 20-50 Meter. Diese waren im Herbst von uns Kinder gut besucht. Man mußte aber Glück haben und früh dran sein, wenn man morgens einen Apfel finden wollte. Alle Bewohner, die dort vorbei gingen steckten sich Äpfel als Pausenbeilagen in die Tasche.

Am Bahnhof, bei der Holzhandlung Brink, am Umschlagplatz zur Kleinbahn, überall war Leben und Bewegung, neue Eindrücke in Mengen.

Die Leute, die ihren Lebensunterhalt in der Steinindustrie verdienten, mußten um diese Zeit bereits auf dem Piesberg sein.

Was wir uns als Kinder erzählt haben ist mir entfallen. In der Hauptsache ging es wohl um die Schularbeiten.

Auf der Eversburgerstraße begegnete uns bereits das erste Fuhrwerk vom Piesberg und brachte Bruchsteine für den Straßenbau in die Stadt. Zwei schwere Zugpferde zogen einen robusten Wagen. Die Räder waren mit 15 cm breiten Reifen aus Eisen bestückt und starke Holzbohlen bildeten die Ladefläche und die Seiten.

Der Fuhrmann war ein Original. Er war immer gut aufgelegt und sang ein Lied vor sich hin. Für uns Kinder hatte er immer ein freundliches Wort. Sein Spitzname war „Kuckuck“.

Jeden Morgen war auch schon der Bäckerjunge mit seinem Brötchenkorb unterwegs und brachte frische Brötchen.

Wenn wir Glück hatten, war wieder einmal eine Lokomotive entgleist. Das passierte in all den Jahren mindestens sechsmal. Da wo die Gleise über die Straße gelegt waren, bei der Holzhandlung Brink, habe ich das viermal erlebt, daß eine Lokomotive neben den Schienen mit den Rädern im Boden steckte.

Die Lokomotivführer fuhren immer schon sehr vorsichtig. Da der Unterbau aber nie erneuert wurde, geschah es doch immer wieder.

Zweimal waren an der Hauptstrecke nach Oldenburg große Rangierloks auf Pufferböcke geprallt, hatten diese über das Ende der Gleise hinausgeschoben und waren samt Tender in der Böschung liegengeblieben. Unser Schulweg war und blieb interessant.

Bei der Holzhandlung Brink gab es immer was zu sehen. Der Hauptzweig dieser Firma lag im Erstellen von Grubenhölzern. Das sind die zwei bis drei Meter langen Baumstämme, die zum Abstützen der Stollen im Bergbau, die Deckenlast trugen. Durch die offenen Türen konnte man die großen Gattersägen, die vertikal arbeiteten und die Baumstämme in Bretter zerlegten, sehen.

Die Energie zum Antrieb der Maschinen wurde in meiner Jugendzeit vorwiegend von Dampfmaschinen erzeugt. Daher auch die hohen Schornsteine, die den Rauch der Feuerungen ausstießen.

Oft mußten wir bis zu fünf Minuten warten, bis uns der Schrankenwärter die Schranken hochkurbelte und uns durchließ. Das Rangieren der Waggons nahm viel Zeit in Anspruch. Hinzu kam noch die Kleinbahn, die auf Höhe der Eversburger Schule einen Wasserturm mit Rohrausleger stehen hatte. Hier wurden die Wassertanks der Dampflok aufgefüllt.

Melasse

Ein aus Zuckerrüben hergestellter dickflüssiger, brauner Sirup, der in Kesselwaggons aus der hannoverschen Gegend nach Eversburg verfrachtet wurde.

Hier wurde der Inhalt in Fässer umgefüllt, die dann mit der Kleinbahn weiter transportiert wurden.

Uns Kinder zog es immer an wenn Herr K., der mit dem Umfüllen beschäftigt war, das Ablassventil am Kesselwaggon öffnete und die Melasse dann in ein Faß floß. Herr Kemp war sehr kinderfreundlich. Ein mittelgroßer, gedrungener Mann mit Schnauzbart und einem spitzen Tirolerhut auf dem Kopf. Mittels eines großen eisernen Gestells und eines Flaschenzugs, hievte er die Fässer auf offene Waggons.

Morgens wurde es meistens Zeit, daß wir weiterkamen, denn die Schule fing pünktlich um acht Uhr an. Noch einmal schnell die Finger in den Melassefluß gehalten und, husch-husch, ging's weiter. Eine süße Zugabe am Morgen.

Durch die Unterführung, die heute noch besteht, war es dann nicht mehr weit bis zum Eingang der Schule. Manchmal, wenn wir gerade unter der Bahn waren, rauschte der D-Zug Berlin - Amsterdam über uns hinweg. Die weite Welt läßt grüßen.

Zuhause

Meine Schulaufgaben machte ich gleich nach dem Mittagessen. Die Tafel lag dann auf einem Stuhl und ich saß auf einer Fußbank davor.

Es war wohl im zweiten Schuljahr. Bis dahin hatte ich fleißig meine Aufgaben, Buchstaben in Schönschrift, mit dem Griffel auf die Schiefertafel geschrieben. Das war in den folgenden Jahren ein benotetes Fach. Ich erinnere mich, als ob es gestern war. Plötzlich tat sich mir eine neue Welt auf. Ich konnte lesen!

Ich kann lesen!

Im Wohnzimmer hing ein Bücherregal, in dem alle Schulbücher meiner Geschwister aufbewahrt wurden. Außerdem lagen noch Wochen- und Monatshefte und Zeitschriften darin. Alte Kalender mit den Namen der Heiligen, den lateinischen Sonntagen und den altdeutschen Monatsnamen.

Eines Tages kam mein Onkel Martin mit einem Wagen vorgefahren, worauf sich ein Schreibpult befand. Dieses hatte er für seinen Sohn Bernhard geschenkt bekommen. Er war bei der Firma Gossel und Nußbaum beschäftigt. Da mein Vetter das Pult nicht mehr benötigte, bekam ich es nun. Er kam von der großen Rosenstraße, was wie mir schien, eine große Entfernung war.

Mit diesem schönen Möbelstück hatte ich zugleich, neben den Schularbeiten die ich daran machte, eine eigene Welt. Eine Sitzbank davor war höhenverstellbar, und wenn ich die Schreibplatte hochklappte, so war darunter ein großes Fach, wo die Schulbücher aber auch sonstige Raritäten Platz hatten.

Das Pult wurde im kleinen Wohnzimmer neben dem Laden aufgestellt. So hatte meine Mutter die Möglichkeit, in den Verkaufspausen einen Blick auf mich und mein Tun zu werfen.

Die 30iger

Meine Umgebung hatte sich im Laufe der letzten zwei bis drei Jahre geändert. Nicht daß die Spiele der Kinder andere geworden wären aber das Benehmen der „Großen“, wie die älteren und alten Leute von uns betitelt wurden, war doch irgendwie anders geworden.

Auf der „Papenhütte“, wo an einer Fahnenstange immer die rote Fahne hing, war an deren Stelle die Hakenkreuzfahne getreten. Politische Reden wurden selten geführt, und wenn, dann nur im Sinne der Nationalsozialisten.

Schulten Werner, ca. drei oder vier Jahre jünger als ich, versorgte uns stets mit den neuesten Nachrichten. Sein Vater war als Bäcker in der Brotfabrik Wischmeyer beschäftigt. Wohnend in der ersten Etage bei uns im Haus. Seine Frau hieß Emma. Sie besaßen ein, zu der Zeit, großes Radio, „Loewe Opta“, mit mehreren Verstärkerröhren. Hinten im Hof stand ein hoher Mast von dem eine Antenne bis zum Dach gezogen war. Eine Zuführung zweigte oberhalb des Küchenfensters ab und verschwand im Fensterrahmen. Im Haus war die Antenne am Radio angeschlossen.

„Lang- und Mittelwelle“ für Musiksendungen. „Kurzwelle“ war nicht so gut.

Ich war sehr beeindruckt, wenn Werner mich mal mit in die Wohnung nahm und das Radio anstellte. Das war ein „Sound“!

Eines Nachts, ich schlief mit meinem Bruder Ferdinand im Raum neben dem Laden meiner Mutter, wurde ich plötzlich wach. Mein Bruder sprang aus dem Bett, einer Schlafstatt für zwei Personen, wie es früher üblich war. Ich konnte gerade noch den Schatten eines Mannes am Fenster wahrnehmen, der draußen vom Fenstersims sprang.

Ich fragte: „Was ist los?“

„Da wollte jemand bei uns einsteigen!“

Mein Herz klopfte wie ein Dampfhammer.

„Bleib ruhig liegen“ sagte mein Bruder, am Fenster stehend. „Er hat durchs Oberlicht gegriffen und den Riegel vom Seitenfenster geöffnet. Von diesem Geräusch bin ich wohl geweckt worden.“

Unter dem Fenster befand sich ein Rosenbogen den mein Vater dort gepflanzt und gezogen hatte. Bei Licht am anderen Morgen, konnte man den Fluchtweg des verhinderten Einbrechers nachvollziehen. Der Rosenbogen war platt gewalzt. Die Pforte zum Vorgarten war ausgehängt, die Spuren waren deutlich zu sehen. Der hatte sich in aller Eile aus dem Staube gemacht.

In der Nacht war mein Vater mit Taschenlampe und Stock noch eine Runde gegangen. Die Angelegenheit wurde mit dieser oder jener Überlegung erwähnt, bis langsam die Ruhe wieder ins Haus einkehrte. Es war mittlerweile drei Uhr morgens geworden.

Jedenfalls wird dem Mann das Einbrechen gehörig vergangen sein. Bekanntlich haben Rosen nicht nur duftende Blüten sondern auch Dornen, und wenn man in so einen Busch hinein fällt, kann das ganz schöne Blessuren geben.

Am anderen Morgen habe ich das Nachterlebnis sofort den Klassenkameraden erzählt. Ich war sogleich Mittelpunkt. Je öfter ich es wiedergeben mußte, desto mehr Varianten wurden mit eingeflochten. Wann gab es schon mal so eine Gelegenheit als Held dazustehen.

Zu dieser Zeit war ich in der Mittelstufe der Oberklasse. Beim Rechnen wurden nun neue Begriffe gelernt. Statt Zusammenzählen hieß es jetzt Addieren, Abziehen – Subtrahieren, Malnehmen – Multiplizieren, Teilen – Dividieren. Bruchrechnen, Prozentrechnen. Die Raumlehre kam jetzt als Fach hinzu.

Im Fach Deutsch hatten wir nach dem neuen Lesebuch „Mein Vaterland“ zu arbeiten. „Herausgegeben vom katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches und dem Verein katholischer deutscher Lehrerinnen.“

Hauptlehrer Malewski schwang seinen Rohrstock nach wie vor. Hatte man seine Hausaufgaben nicht oder nur unvollständig gemacht, hatte man ein Gedicht nicht auswendig gelernt, war man unaufmerksam, immer schwebte der „Geist“ über einen. „Komm raus! Ich wird dich trieschen.“

Dann gab es zwei bis drei Schläge durch die linke, desgleichen durch die rechte Hand.
„Setzen!“

Beim Lehrer Br. habe ich nicht einmal „Haue“ gekriegt. Die Fächer waren mir auf den Leib zugeschnidert. Erdkunde, Geschichte, Zeichnen und Sport.

Einmal hatten wir Lehrer Graudenz. Er hatte ungefähr ein halbes Jahr die Oberklasse in Vertretung übernommen. Mit soviel Begeisterung wie bei diesem Lehrer bin ich später nie wieder zur Schule gegangen. Wie mir ging es auch den anderen Schülern. Er konnte uns in seiner Art und Weise zum Lernen bewegen, wir hingen förmlich an seinen Lippen. Alles was er tat und sagte war so, als ob er zu Erwachsenen sprach. Wir fühlten uns ernst genommen und das alles ohne Rohrstock.

Eines schönen Tages verbreitete sich die Nachricht: Italien liegt mit Abessinien im Krieg.

Von italienisch Eritrea und italienisch Somalia waren Truppen nach Abessinien einmarschiert. Von einer Panzerschlacht bei Makale war die Rede. Der Negus hatte seine Häuptlinge „Ras Desta“ und „Ras Nesibu“ mit viel Fußvolk, bewaffnet mit Speeren und Schilden in Marsch gesetzt.

Der Atlas wurde hergeholt und befragt. Daß Menschen dabei zu Tode kamen wurde nicht zur Kenntnis genommen. Es war ja weit weg.

Addis Abeba – hakal hakale hakale

Wenn Josef und ich uns trafen, war das eine Begrüßungszeremonie.

Auf dem Hof wurde zu diesem Zeitpunkt die Wagenremise umgesetzt und zwar ans Ende des Grundstücks. Desgleichen der Hühnerstall. Dem Aufbau der Werkstatt stand nun nichts mehr im Wege. Hans Sellmeier, der Bruder von Franz´ Braut Maria, kam jetzt jeden Tag nach Feierabend. Er war von Beruf Maurer.

Die Steine zum Mauern und der Mörtel mußten dann bereit stehen. Mein Vater und Franz bereiteten den Dachstuhl vor.

Johann St., Bierverleger, der meine Mutter, die auch Bier im Verkauf hatte, belieferte, kam jetzt des öfteren.
Bauen macht durstig!

Des Abends, nach getaner Arbeit, saßen dann die Hausbewohner in der Laube und erzählten sich die Neuigkeiten vom Tage.

Im Juli hieß es denn eines Tages: „Bernhard, du bist Onkel geworden.“ Mein Bruder Georg und seine Frau Hanna hatten Nachwuchs bekommen. Ein Mädels, es wurde auf den Namen Magdalena getauft.

Mein Bruder Ferdinand hatte eine Arbeitsstelle bekommen. Er war jetzt im Lohnbüro bei der Firma Kämmerer angestellt. Man war an ihn herangetreten und hatte ihm gesagt er solle Mitglied in der Arbeitsfront werden. Da gab es kein „Nein“. Diese Organisation war die Nachfolgerin der Gewerkschaften.

Zu Haus lief alles seinen gewohnten Gang: Wenn irgendeine Ware fehlte machte ich für Mutter die Botengänge und Besorgungen. Ein neues Fahrrad war zwischenzeitlich angeschafft: „Marke Göericke“

So fuhr ich dann damit bis zur Lebensmittelgroßhandlung „Lüer“ gegenüber der Johanniskirche oder „Högermann und Rohde“ am Niedersachsenplatz oder „Süßwarengroßhandlung Windel“, Heger Straße oder „Firma Sattinger“ Schulbedarfsartikel, Möserstraße, zum Schlachter Albin Trinks Bremerstraße. Das Kennenlernen meiner Heimatstadt wurde mir auf diese Weise leicht gemacht.

War schlechtes Wetter und draußen nichts los, nahm ich mir die Monatshefte „Alte und Neue Welt“, suchte mir eine stille Ecke und las. Am meisten hatten es mir die Detektiv- Romane von Anni Hruschka angetan. Der Detektiv „Silas Hempel“ löste alle Fälle mit Bravour.

Im übrigen war ich nicht nur für meine Mutter und ihren Kolonialwarenladen unterwegs, sondern auch für meinen Bruder Georg, der selbständiger Schneidermeister war. Seltener für Franz´ Tischlerei.

„Berni lauf mal eben nach Klaukins und hole 50 Salzheringe, halb Roggen halb Milchken, zum Einlegen!“ so ging das Jahr 1935 dahin. An Wochenenden Dienst bei der DJ. Die Schule stellte neue Aufgaben.

„Das Lied von der Glocke“, Friedrich von Schiller. Da sind wir allerdings über den ersten Hauptteil nicht hinaus gekommen. Beim Zeichenunterricht durften wir nun den Schulbereich verlassen und uns ein Motiv suchen. Überwiegend wurde der Eversburger Bahnhof genommen.

„Morgen sollte jedes Kind 10 Pfennige mitbringen, wir werden uns den Film ´Kreuzer Emden´ ansehen.

„Alte Münze Lichtspiele“

Lehrer Br. hatte sich einen neuen Opel „Olympia“ zugelegt

Ein Ausflug war angesagt und zwar zum Zoo nach Münster. Der Fuhrunternehmer Julius Köster war beauftragt worden die Fahrt zu organisieren. Es wurde ein Preis von 45 Pfennige pro Kind zugrunde gelegt, wenn genügend Kinder mitfahren. Auf der Ladefläche eines Lastwagens mit Plane waren vier Reihen Bänke aufgestellt, auf denen wir dann nebeneinander Platz hatten.

Am Tage der Abfahrt hatte meine Mutter mir Brote und Getränke in eine Tasche gepackt und mit guten Wünschen auf die Reise geschickt. Der Wagen war voll besetzt. Um acht Uhr ging es los. Kinder aus vier Jahrgängen waren mit von der Partie. Mein weitester Ausflug war bis dahin ein Besuch bei den Schwiegereltern meines Bruders Franz in Malbergen.

Im Zoo im Münster wurden wir von unseren Lehrern aufgefordert uns alles gut anzusehen, denn eine Beschreibung unserer Eindrücke sollte am nächsten Tage folgen. Weniger gut. Beeindruckt hat mich am meisten das im maurischen Stil erbaute Elefantenhaus.

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen.

„Min Jung“ segg min Vadder, „so wiet wie du bin ick min liärwe dage nich west.“

Die Giraffen, die Löwen, die Gazellen die man bis dahin nur aus dem Realienbuch kannte, erlebte man nun in Natura.

Löwenritt

Wüstenkönig ist der Löwe
will er sein Gebiet durchfliegen
wandelt er nach der Lagune
in dem hohen Schilf zu liegen
wo Gazellen und Giraffen trinken
kauert er im Rohre
zitternd über dem gewalt'gen
rauscht das Laub der Sykomore

Ferdinand Freiligrath

„Bis nächste Woche auswendig lernen!“

Ein Flugtag

So ein Ereignis warf bereits eine längere Zeit seine Schatten voraus. Es gab kaum ein anderes Thema, das immer wieder besprochen wurde. In der Zeitung und an den Litfasssäulen wurde Reklame gemacht. Flugzeuge mit Spruchbändern im Schlepp machten schon Tage vorher auf die Flugschau aufmerksam.

Wenn dann der Tag gekommen war, suchten wir Kinder uns die erhöhten Plätze am Sandweg aus, um ungestört sehen zu können. Die tieferliegenden

Hasewiesen am Russenkamp ließen den Blick über Hase und Kanal hinweg frei bis zur Netter Heide. Eine Entfernung von etwa 1000 Metern. Am Tag zuvor waren schon Ju 52 und Ju 34 aus Berlin Tempelhof gelandet und hatten Gäste gebracht. Alles was Rang und Namen hatte gab sich ein Stelldichein am Flugplatz.

Bei den Flugschauen gab es immer wieder neues zu entdecken. Die Flugzeuge unterschieden sich in der Anlage der Tragflächen. Da gab es den Tiefdecker, den Hochdecker, dann den Eindecker, Zweidecker, sogar Dreidecker waren vertreten. Dabei steht Deck für Tragfläche.

Als erstes wurde in Formation geflogen, danach kamen die Luftakrobaten. Die zeigten wie sie ihre Maschinen beherrschten. Loopings, Rollen in niedriger Höhe, trudeln und wieder abfangen. Ein Flugzeug hatte eine Reckstange unterhalb der Räder hinabgelassen. An dieser machte ein Turner seine Übungen während des Fluges. Immer waren irgendwelche Aktivitäten in vollem Gange.

Zwischen den Attraktionen, wenn eine größere Pause vorgesehen war, wurden Ballons gestartet. Einmal gab noch der „Graf Zeppelin“ seine Visitenkarte ab.

Das war ein Anblick, als die fliegende Zigarre über den Haster Berg hinweg auf die Netter Heide zuflog. Das dröhnen der Motoren hatte man, schon lange bevor das Luftschiff in Sicht kam, gehört.

Es war ein überwältigender Anblick wie er auf uns zukam, über uns hinweg flog und mehrere Runden über Osnabrück machte. Man konnte die Luftschiffer, so nannte man die Personen an Bord, mit bloßem Auge winken sehen.

Bei all den Vorbereitungen solcher Flugtage habe ich drei Flugzeugabstürze gesehen. Ein Flugzeug ging kurz vor der Hase in einem Kornfeld zu Bruch. Dem Piloten war beim Überschlagen des Flugzeugs die Nase gebrochen worden. Er blutete sehr stark und war über und über mit Blut bedeckt, seine Lederkombi sah sehr mitgenommen aus.

Ein anderes war, bei dem Versuch noch zu landen, bei der Firma Kämmerer gegen die Umfassungsmauer geprallt. Der Motor lag zehn Meter weiter. Er war bei dem Aufprall aus der Verankerung gerissen worden.

Ein drittes Flugzeug war etwa 200 - 300 Meter neben dem Hangar (er steht heute noch) in die Hochspannungsdrähte geraten. Bis auf diesen, bei dem der Pilot den Tod fand, sind alle Abstürze glimpflich verlaufen.

Auch der, bei dem ein roter Dreidecker in den Garten der „Zemo“ (Zentralmolkerei) gestürzt war. Diesen habe ich allerdings nicht gesehen.

Das erste Pferderennen

Auf dem Flugplatz „Netter Heide“ wurden alle Jahre Hürdenrennen veranstaltet. Die Strecke führte rund um den Flugplatz. Ein Totalisator war bei der Gastwirtschaft R. eingerichtet, wo zugleich Start und Ziel war.

So war es mal wieder an einem Sonntag an dem mein Bruder Ferdinand mich fragte: „Willst du mit zum Pferderennen?“

Und ob ich wollte!

In den Zeitungen, die mein Bruder Georg aus Berlin mitgebracht hatte waren unter anderem auch Pferderennen aus Hoppegarten und Karlshorst in Schrift und Bild dargestellt, sodass ich bereits eine Vorstellung von dieser Art Freizeitgestaltung hatte.

Es war so im Jahr 1930, ich war gerade sieben Jahre alt geworden. Mutter zog mich fein an und gab uns Verhaltensregeln mit auf den Weg. Wir gingen los, durch den Sandweg, an der langen Mauer der Firma Kämmerer vorbei, kamen dann auf die Römereschstraße. Dort waren schon viele Leute unterwegs, die alle zum Rennen wollten.

Wir kamen am Haupttor der Papierfabrik über die Hase dann über den Kanal wo links das Freibad „Neptun“ lag. Anschließend konnte man schon die Rennstrecke, wo schon viele Zuschauer standen, sehen. Hier war die Straße abgesperrt. Ohne Eintrittskarten gab es kein Durchkommen. Also erst einmal zur Kasse. Für mich war der Eintritt frei. Als wir dann an der Rennstrecke standen, konnte ich das ganze Ausmaß des Turfs sehen. Mein Bruder hatte mich auf einen Stangenzaun gehoben, dass ich über die Menschenbarriere hinweg sehen konnte.

Rechts konnte ich die Haster Mühle sehen, gegenüber die Gasstätte R. mit dem Totalisator, auf deren langgestrecktem Kegelbahngebäude eine Terrasse mit Sonnenschirmen im Sonnenlicht eine tolle Kulisse hergab. Links sah ich, etwas weiter entfernt noch den Flugzeughangar, dann stand noch ganz links, fast mitten auf dem Platz, ein einzelnes Haus mit ein paar großen Bäumen. (Verhoff's altes Haus)

Rings um diesen Platz standen die Zuschauer dicht gedrängt. Man musste sich wundern, wo all die Leute herkamen.

„Da kommen die ersten“ sagte Ferdinand.

Und mit voller Geschwindigkeit preschten die Pferde mit ihren Jockeys an mir vorbei. Es war doch für mich interessant zu sehen, dass die Jockeys mehr auf ihren Pferden standen, als darauf zu sitzen. Sie mussten auf ihrer Bahn ca. acht Hürden überspringen. So dann und wann blieb ein Pferd an einer Hürde hängen und stürzte samt Reiter.

Am Zieleinlauf wurden, nachdem die Pferde passiert hatten, die Nummer der ersten drei Pferde an einer Tafel weit sichtbar ausgestellt.

Ich weiß nicht mehr, wie viel Rennen stattgefunden haben aber als wir wieder zu Hause waren, war ich todmüde, trotz des überaus interessanten Nachmittags.

Alltägliche Begegnungen

Wenn die Zeitungsausträgerin um sieben Uhr die Volkszeitung brachte, war der Bäckerjunge schon dagewesen und hatte frische Brötchen angeliefert. Etwas später kamen dann die Brotwagen, noch von Pferden gezogen. Onkel Hischemöller, er hatte immer so leckeren Bauernstuten, war bei uns Kindern gut angesehen.

Der Bäckerwagen der Firma Wischmeier:

Der hatte eines Tages das Bild eines kleinen Jungen hinten an den Wagen gemalt, beide Hände in den Hosentaschen: „Wie bitte?“, „Nur Wischmeier Brot!“

Bäcker Kutert aus Wersen:

Riesen Amerikaner und Weißbrötchen mit Sukkade.

Bäcker Feldkamps Schwarzbrot:

„Willst Du Dich mit Schmeling messen, mußt Du Feldkamps Schwarzbrot essen!“

Dann kam Herr Schoppenhorst, der Milchmann. Hier muß man sagen, um Konkurrenz zu begegnen hatte man die Straßenzüge gleichmäßig auf die vorhandenen Milchwagen verteilt, so daß keiner im Revier des anderen tätig wurde.

Es gab außer der Volkszeitung noch da Osnabrücker Tageblatt. Interessant war, daß das Tageblatt überwiegend von evangelischen Glaubensanhängern und die Volkszeitung von Katholiken gelesen wurde. Stand doch in beiden das gleiche gedruckt.

Im Winter 35/36 wurden neuerdings Heimabende bei der DJ veranstaltet.

Die Firma Saeger „Eierkisten“ am Bahnhof gab Heimarbeit aus. Da das Geld sehr knapp war, nahmen die Leute den Hinzuverdienst gerne in Anspruch. Handwagen voller ausgestanzter Pappsegmente wurden bei der Firma abgeholt und zu Hause zusammengesetzt.

Es waren Pfennig- und Groschenbeträge die es für Hundert oder tausend Eierkisten gab. Dazu muß man sagen, daß ein Brot, drei Pfund Laib 42 Pfennige kostete, 3 Zigaretten 10 Pfennige, ein Brötchen drei Pfennige.

Pastor B., muß ich noch erwähnen, hatte in den vorausgegangenen Jahren eine Bibliothek in dem Pastorat (Pfarrhaus) installiert. Man ging um das Haus, durch den Hinterhof von außen ein Treppe hoch, durch eine Tür und stand sogleich vor den Bücherregalen. Für die damalige Zeit ein toller Fortschritt.

In der alten Kapelle, die als Versammlungsraum, Übungsraum für den Chor und als Sportraum genutzt wurde, hing auch eine Kinoleinwand. Wenn der Pastor gut gelaunt war gab er wohl mal den Jungmännern den Auftrag die Filmvorführmaschine

aufzubauen und ein paar Stummfilme zu zeigen. Er selbst war dann, mit uns jüngeren, Zuschauer.

Da gab es „Wild West“ Filme, mit den damaligen Helden Tom Mix, Buffalo Bill u.a. Pat und Patachon, das dänische Ulknudelgespann. Das hat dann für Christenlehre und Katechismusbilder entschädigt.

Um diese Zeit wurden die sogenannten Eintopfsonntage eingeführt. An diesen Tagen wurden dann mit einer Sammelbüchse auf den Straßen für zwanzig Pfennige Plaketten oder kleine Trachtenpüppchen verkauft, die man am Pullover oder an die Jacke anstecken konnte. Ich habe mich an dieser Sammelei nicht beteiligt. Es gab genügend Parteileute die das gerne taten.

An Eintopf hatten wir zu Hause an den Werktagen genug. Vater mußte Sonntags seinen Braten mit Soße und Kartoffeln haben. Das war gut so, denn dann hatten seine Angehörigen es auch.

Zwischenzeitlich war das Hinterhaus fertig gestellt. Mein ältester Bruder Franz wollte nun seine Hochzeit mit seiner Braut Maria begehen. Das durfte keine kleine Feier werden. Als einzige Tochter des Bauer Sellmeier aus Malbergen, sie hatte noch fünf Brüder, wurde die Hochzeit bei Kohlbrecher, dem Gesangslokal des MGV Eintracht, gefeiert.

Der Saal war voll besetzt. Alle Bekannten aus Malbergen und Eversburg gaben sich ein Stelldichein. Es war schon immer so, wenn Schröders ein Fest feierten, dann wurde nicht auf den Pfennig geschaut.

Da Franz auch im Gesangsverein war, traten die Sänger mit ihren Liedern zum Vortrag auf. Unter dem Dirigenten Diersmann hatten sie Lieder wie „Sdjenska Rasin“, „Die zwölf Räuber“, „Das einsame Glöcklein“, alles ins deutsche übersetzte russische Lieder, zu Gehör gebracht. Das hatten die Bauern aus Malbergen bis dahin noch nicht gehört. Es war auch mein erstes Erlebnis dieser Art.

Franz zog mit Maria in ihr neues Heim ein. Nun wohnten drei Familien Schröder an der Piesbergerstraße.

Der Jahrmarkt im Herbst brachte wieder Abwechslung. Wir Jungen gingen jetzt auf eigene Faust, wie es so schön hieß, los. Meine Mutter gab mir eine Mark mit. „Weil du für mich die Besorgungen gemacht hast.“ Eine Mark war viel Geld, waren doch die Preise fünf oder zehn Pfennig. Zwanzig Pfennig war schon das höchste.

Der Jahrmarkt spielte sich auf dem Markt, der großen Domsfreiheit und dem Ledenhof ab. Dazwischen, am Nikolaiort, der Redlingerstraße, dem Kamp, wo die Besucher von einem Platz zum anderen gingen, waren überall Stände plaziert.

Bei schönem Wetter standen alle Wirtschaften offen. Es war als ob die ganze Stadt einbezogen war.

Vater sagte zu mir: „Vergiß nicht, daß du mir ein Paket Krüllschnitt mitbringst!“

„Madonna Klara ich hab dich tanzen gesehen...“

„Was macht der Meier am Himalaya...“

Lieder, die die Karussells spielten. Die neuen Schlager wurden in 20 Pfennigs-Druckblättern verkauft.

„Wenn der weiße Flieder wieder blüht“

Abends waren wir wieder pünktlich um acht Uhr zu Hause.

Diebstähle, Überfälle, Schlägereien wurden in dem Maße weniger, wie die Gerichte unverhältnismäßig hohe Strafen verhängten, jetzt wo die Nazis am Ruder waren. Ein Fahrrad konnte die ganze Woche an der Straße stehen, es wurde nicht gestohlen.